

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

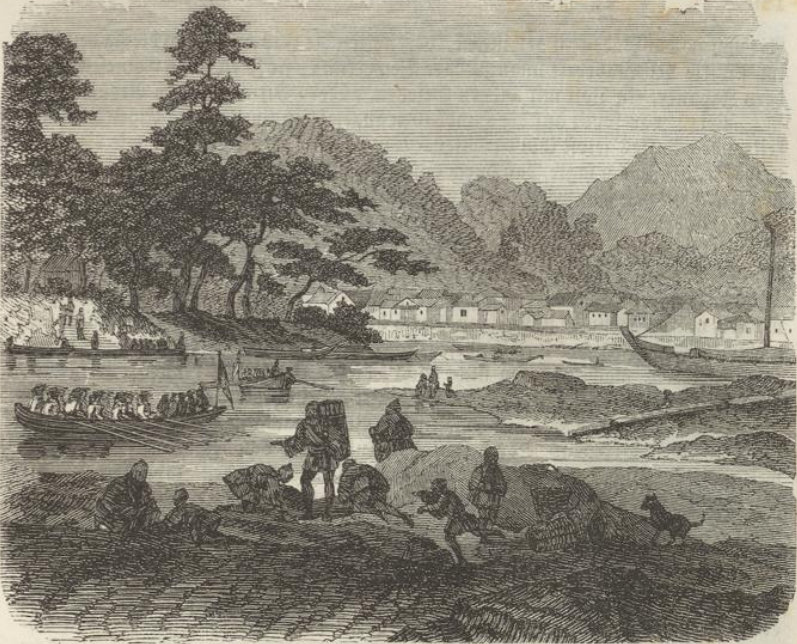
**Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan**

**Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm**

**Leipzig, 1861**

VII. Simoda

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Simoda, von der kleinen Bucht aus gesehen.

## VII.

### Simoda.

Perry's persönliche Verdienste um den Vertrag. — Japanischer Frühling. — Die Japanerinnen. — Fahrt bis Jeddo. — Simoda. — Bauart der Stadt. — Ihr Verkehr. — Tempel und Kirchhöfe. — Konflikte mit den Behörden. — Zwei Japaner wollen Perry begleiten. — Freundlicher Verkehr mit den Einwohnern.

**E**iner schweren Verantwortlichkeit war Perry durch den Abschluß des Vertrags enthoben worden. Von Weisungen seiner Regierung, die ihm feste Haltpunkte dargeboten hätten, war keine Rede gewesen. Er sollte sehen, wie weit er kommen könne, und seine Handlungsweise von den Umständen leiten lassen — so ungefähr läßt sich der Kern seiner Verhaltensbefehle auffassen. Außerdem boten ihm frühere Verträge mit Japan keinen Anhalt, denn es gab keine. Seinen Versuch, durch den chinesisch-amerikanischen Vertrag eine gewisse Grundlage

Art von festem Boden zu gewinnen, vereitelten die Japaner durch die flache, aber im Punkte der Wahrheit unantastbare Bemerkung, sie seien keine Chinesen, sondern Japaner, ein Volk mit andern Gesetzen, andern Sitten, andern Bedürfnissen.

Perry war somit auf die Handhaben angewiesen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes selbst ihm darboten. Wir haben bereits bemerkt, wie richtig er urtheilte, als er sich sagte, daß durch eine ruhige und würdige Entschlossenheit weit mehr zu erreichen sein werde, als durch holländische Unterwürfigkeit. Der Erfolg zeigte ihm vom ersten Augenblicke seiner Landung in Napa bis zur Unterzeichnung des Vertrags von Kanagawa, daß sein System das richtige sei. Trotzdem hatte er bis zum letzten Augenblicke mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich mit der Ungewißheit, wo der Punkt sei, an dem er mit seinen Forderungen Halt machen müsse, wenn er nicht einen Bruch hervorrufen wolle. Die japanische Gewohnheit, Wesentliches und Unwesentliches ziemlich mit derselben Hartnäckigkeit zu verweigern, machte es ihm nicht leicht, diesen Punkt zu erkennen. Seine aus Büchern erworbenen Kenntnisse der Landes sitten und seine Beobachtungen bei den öftern Verhandlungen mit den japanischen Bevollmächtigten und Beamten ließen ihn das Richtige treffen. Der beständige Aufenthalt von Fremden und die Anwesenheit christlicher Frauen waren offenbar Dinge, die den Japanern zuwider waren. Hier gab Perry also nach und überließ es der Zeit, die japanischen Vorurtheile auch in dieser Beziehung zu besiegen. Ebenso achtete er die japanischen Bedenken gegen die Einräumung eines Hafens in der Nähe von Jeddo. Bei dieser Frage opferte Perry allerdings wirkliche Vortheile, die sich an die Erlaubniß eines ständigen Aufenthalts und des Mitbringens von Frauen knüpfen, aber er willigte doch ein, statt Uraga einen entferntern, bei dem außerordentlich lebhaften Verkehr der Hauptstadt nicht so betheiligten Hafen anzunehmen, weil er nicht zu viel auf einmal fordern wollte. Vielleicht trug seine Nachgiebigkeit bei diesen Punkten nicht weniger gute Früchte, als die Festigkeit, die er bei andern Verhandlungen entwickelte. In jeder Beziehung stellt sein Verfahren ein Beispiel auf, wie man in Japan zu Werke gehen muß, und so ist es auch von seinen diplomatischen Nachfolgern aus andern Völkern aufgefaßt worden.

Der Vertrag war an einem Freitag unterzeichnet worden, so daß der Matrosenaberglaube, nach dem dieser Tag ein Unglückstag ist, wie so oft schon, keine Bestätigung fand. Der glückliche Erfolg verlieh dem Schiffsgottesdienst des nächsten Sonntags eine besondere Feierlichkeit. Am 4. April segelte Adams mit dem „Saratoga“ ab, um der nordamerikanischen Regierung den Vertrag und ausführliche Mittheilungen Perry's zu überbringen. Der Commodore selbst blieb bis zum 14. April, mit den japanischen Beamten Höflichkeiten und Geschenke austauschend, ohne sich übrigens dadurch hindern zu lassen, ihren Bitten zum Trost auf einer Unterjuchung der Bai bis zur Hauptstadt zu bestehen.

Es war jetzt Frühling geworden. Das Wetter, das man nie wahrhaft streng hatte nennen können, da das Thermometer immer zwischen  $+2$  und  $+14^{\circ}$  R. geblieben war, zeigte sich jetzt warm und freundlich. Die Felder und Gärten waren nun mit einem frischen, zarten Grün bekleidet, die Bäume hatten ihr volles

Laub wiederbekommen und warfen ihre Schatten auf Thäler und Hänge. Die Kamelien, die an der Bai von Jeddo, wo man sie überall sieht, Bäume von vierzig Fuß Höhe bilden, standen in voller Blüte und wurden mit ihren rothen und weißen Blumen, welche die reinsten Farben und die regelmässigste Bildung hatten, zum höchsten Schmuck der Landschaft. Die Insel Wehster, neben der die Amerikaner ankerten, war jetzt mit ihrem dichten Gebüsch, ihren bewaldeten Höhen und ihren angebauten Thälern ein reizender Fleck. Ebenso hatte das Ufer ein so lachendes Ansehn gewonnen, daß das Auge nicht satt wurde, seine Landschaften bis zu den fernern Bergen im Hintergrunde zu mustern.

Die Japaner hatten nichts dagegen, daß Perry und seine Offiziere kleine Wanderungen machten. Sie ernteten auf diese Weise die ersten Früchte des Vertrags. Aber der Dolmetscher Jenoske begleitete sie mit mehreren Beamten, und sowie man einem Orte zu nahe kam, lief einer der letztern voraus und wies Jedermann fort. Das mißfiel Perry, der nicht blos das Land, sondern auch die Leute sehen wollte, und er beklagte sich. Die Erklärung der Beamten, ihre Landsleute, vor allen die Weiber, entfernten sich aus Schüchternheit, wurde nicht angenommen. Jenoske fühlte sich nicht etwa beleidigt, daß man ihn einer Lüge beschuldigte, und versprach auf der Stelle, daß Niemand mehr fortgewiesen werden solle. Die Einwohner konnten sich von nun an ungehindert herbeidrängen und erschienen, Männer, Weiber und Kinder, schaarenweise.

Der Weg nach Yokuhama führte an der Kapelle vorbei, die wir auf S. 73 abbildeten. Die Einwohner, die man sah, schienen aus Beamten, Kaufleuten und Arbeitern zu bestehen. Den untern Klassen sah man weder Armuth noch Ueberbürdung mit Arbeit an. Bettler zeigten sich auf dem ganzen Wege nicht. Die Arbeiter gingen barfuß und mit bloßem Kopfe und unterschieden sich außerdem von den beiden andern Klassen durch die größere Kürze ihres Rocks. In Gegenwart der Beamten waren sie gegen die Amerikaner sehr zurückhaltend; wenn sie sich jedoch nicht beobachtet glaubten, benahmen sie sich frei und ungezwungen. Sie hatten Strohecken bei sich, um bei einem etwaigen Regen nicht naß zu werden. Diese Decken werden am Halse befestigt und fallen wie ein Dach über die Schultern herab. Das Bild eines Arbeiters auf den Liukiu, der sich in dieser Weise schützt (S. 130), würde auch für Japan passen. Die Vornehmern ersetzen das Strohdach auf doppelte Art, durch einen Ueberwurf von geßtem Papier, der wasserdicht ist, und durch einen Regenschirm, der an heißen Tagen als Sonnenschirm benutzt wird.



Ein japanischer Tagelöhner.  
(Nach Siebold.)

Auf allen Feldern arbeiteten Frauen. Sie waren ebenso gekleidet wie die Männer und unterschieden sich von den letztern blos durch ihre Haartracht. Der Japaner scheert den Kopf, die Japanerin bindet ihr langes Haar in die Höhe und schlingt es oben in einen Knoten oder befestigt es mit Hülfe eines kleinen Riffens. Die Erzählungen früherer Reisenden von der Sittenlosigkeit der japanischen Mädchen hatten die Amerikaner bis jetzt nicht bestätigt gefunden. Während ihrer ganzen Anwesenheit in der Bucht von Jeddo nahmen sie in dieser Beziehung nichts Nachtheiliges wahr. Perry's Tagebuch will daraus die günstigsten Schlüsse für die Würde der japanischen Frauen und für ihre Stellung im bürgerlichen Leben ziehen. Wir bedauern diesem Urtheil gegenüber bemerken zu müssen, daß Perry von dem weiblichen Geschlecht, das die Beamten bis auf diesen Spaziergang fern hielten, weit weniger sah als die Holländer, die ein ganz anderes Urtheil fällen.

In der Stadt Yokuhama führte man die Amerikaner in das Haus des ersten Gemeindebeamten, wo Erfrischungen bereit standen. Das Zimmer, in dem sie empfangen wurden, war gewiß das Staatsgemach und doch nach europäischen Begriffen sehr dürftig ausgestattet. Fenster von geblütem Papier, weiche Matten auf dem Fußboden und rothe Bänke an den Wänden, das war Alles. Die Frau und die Schwester des Gemeindebeamten warteten selbst auf, und zwar knieend, um den Fremden ihre Achtung zu beweisen.

Die jungen Mädchen sind hübscher als die Frauen, und ihre Lebhaftigkeit und Unbefangenheit scheinen darauf hinzudeuten, daß sie im geselligen Leben keine gedrückte Stellung einnehmen. Wie Perry von dem Dolmetscher hörte, gestattet man ihnen den freiesten Umgang, und Theegesellschaften von Mädchen und Frauen sind in Japan eben so häufig wie in den Vereinigten Staaten.

Ob die Japanerinnen wirklich so „fett und plump“ sind, wie Perry sie schildert, oder ob es blos ihr schlafrockähnliches Kleid war, das sie so erscheinen ließ, wagen wir nicht zu entscheiden. Ihre größten Vorzüge sind ihre schwarzen Haare und ihre blitzenden Augen von derselben Farbe. Dagegen ist ihr Mund für unsern Geschmack abscheulich, weil sie sowohl die Zähne als die Lippen färben. Auf die letztern tragen sie einen Stoff auf, der in dünnen Lagen rosig aussieht, aber dick aufgetragen ins Violette übergeht. Diese letztere Farbe halten die japanischen Damen für die schönere und schminken sich ihrer Ansicht entsprechend. Hinter den violetten Lippen blicken bei jedem Lächeln schwarze Zähne hervor, die es nicht von Natur sind, sondern mit großer Mühe dazu gemacht werden. Die Japanerinnen benutzen zu diesem Zwecke eine Farbe, welche sie aus Eisenfeilspänen und Saki zusammensetzen. Diese Mischung ist eine so beißende, daß sie das Zahnfleisch angreift. Zu welchem Ganzen die violetten Lippen, die schwarzen Zähne und das verbrannte Zahnfleisch sich vereinigen, läßt sich leicht denken. Die jungen Mädchen lassen Lippen und Zähne so, wie die Natur sie ihnen gegeben hat. Eine wahrhaft liebende Braut wird aber nicht bis zum Hochzeitstage warten, bis sie sich färbt, vielmehr ihren Uebergang zur höhern Schönheitsstufe am Tage der Verlobung vollziehen.

Die Frau und Schwester des Gemeindebeamten bewegten sich nicht allein in den Formen der strengsten japanischen Etikette. Als die Mutter ihren kleinen Knaben hereinführte, nahmen die Amerikaner zu ihrem Erstaunen wahr, daß selbst dieses zarte Kind schon gut geschult sei. Sein Gesicht war schmutzig, sein ganzes Aeußere nichts weniger als reizend, aber es beugte seinen geschorenen Kopf



Japanische Frauen.

mit einem Anstand zur Erde, der von einem Erwachsenen kaum hätte übertroffen werden können.

Am 10. April führte Perry seinen Entschluß aus, so nahe an Jeddo hinan zu fahren, als der Zustand des Wassers erlaube. Die japanischen Beamten protestirten bis zum letzten Augenblicke, um ihn schließlich nach seinem Gutdünken handeln zu lassen. Von den kriegerischen Vorbereitungen, die sich bei seiner Ankunft längs der ganzen Bucht bemerklich gemacht hatten, war nichts mehr zu sehen.

Nirgend's wurde mehr an Festungswerken gearbeitet, nirgend's zogen Soldaten am Ufer hin und her, um zu zeigen, über welche Streitkräfte Japan verfüge. Ja ein großes Pfahlwerk in der Nähe von Jeddo war in Brand gesteckt worden, um den Amerikanern einen Beweis von Vertrauen zu geben.

Als man die Landspitze vor Sinagawa, der südlichen Vorstadt von Jeddo, umschiffte hatte, befand man sich lechterem gegenüber. Unglücklicherweise lag auf der Küste ein Nebel, der allen den amerikanischen Augen, die von den Masten und aus dem Takelwerk, vom Verdeck und aus den Luken blickten, die berühmte Stadt, mit der sich die Gedanken Aller seit Monaten beschäftigt hatten, nur wie durch einen Schleier zu sehen gestattete. Die äußern Umrisse ließen sich übrigens erkennen. Die Gebäude bedeckten, dicht an einander gedrängt, einen ungeheuren Raum. Ihre spitzen Dächer und ihre in Stufen ansteigenden Gärten glichen Dem, was man schon von andern Ortschaften der Bai her kannte. Auf den Höhen und vortretenden Landspitzen standen Festungswerke, wenn es nicht buddhistische Tempel waren, die man immer an den höchsten Punkten zu errichten pflieg.

An der ganzen Seeseite der Stadt zogen sich Reihen von Pfählen hin. Hier und da befanden sich in ihnen Oeffnungen, um Booten und kleinen Dschunken Zutritt zu gewähren. Waren die Pfahlwerke dazu bestimmt, das Ufer gegen den Andrang der Wellen zu schützen, stellten sie alle Festungswerke dar, oder hatte man sie neuerdings gegen die Amerikaner errichtet, das waren Fragen, welche Perry nicht zu beantworten vermochte. So viel sah er von allen Befestigungen der Hauptstadt des Reichs, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß einige Dampfboote, die nicht tief im Wasser gingen und mit Geschützen vom schwersten Kaliber bewaffnet seien, hinreichen würden, Jeddo in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, ohne selbst viel zu leiden.

An Bord befanden sich einige japanische Beamte. Diese armen Leute schwebten während der ganzen Fahrt in Todesangst und hörten nicht auf, mit Bitten in Perry zu dringen, daß er umkehren möge. Gehe er im Angesicht von Jeddo vor Anker, sagten sie, so gerathe die Bevölkerung in die größte Aufregung und Niemand vermöge für die Folgen zu stehen. Obgleich sie es nicht offen aussprachen, ließen sie es doch errathen, daß in diesem Falle dem Kaiser selbst Gefahr drohe. Dann werde man sie für die Katastrophe verantwortlich machen, fügten sie hinzu. Die Bevollmächtigten und alle Beamten hatten sich gegen Perry zu freundlich genommen, als daß er sie hätte in Unannehmlichkeiten bringen dürfen. Sein ursprünglicher Plan, vor der Hauptstadt Anker zu werfen und den kaiserlichen Palast mit einigen Ehrenschüssen zu begrüßen, lag ihm überdies nicht sehr am Herzen und er gab den Befehl zur Rückkehr. Den Beamten fiel ein Stein vom Herzen, und als die Glocke bald darauf zu Tische rief, war Niemand heiterer als sie.

Simoda liegt dem amerikanischen Ankerplatze in der Bucht von Jeddo so nahe, daß Perry am 18. April zu seiner Fahrt dorthin nicht mehr als elf Stunden brauchte. Das Anfangsbild dieses Abschnitts stellt die Stadt dar, wie sie sich beim Einlaufen in den Binnenhafen zeigt.

Simoda liegt unter  $34^{\circ} 39' 49''$  nördlicher Breite und  $138^{\circ} 57' 50''$  östlicher Länge. Die Küste der Insel Nippon, auf der es ganz im Süden liegt, gehört zu Kamo, einem der acht Bezirke des Fürstenthums Idsu. Der Hafen hat den Vortheil einer unmittelbaren Verbindung mit dem Meere, und man kann leicht in ihn ein- und auslaufen. Bei der Einfahrt in den Binnenhafen ist Vorsicht nöthig,



Landungsplatz bei Simoda.

indem an einer Stelle des von dem Außenhafen dahin führenden Kanals, die nicht breiter als 600 Ellen ist, ein bei Ebbe nur mit zwölf Fuß Wasser bedeckter Felsen mit einer kegelförmigen Spitze vom Grunde aufragt. Die Amerikaner vermieden diesen Felsen, weil ihre vorausgeschickten Schiffe das Sentblei fleißig gebraucht und die gefährliche Stelle mit einer Tonne bezeichnet hatten.



Die Gegend, in der die Stadt liegt, ist reizend. Sie selbst schmiegt sich so bescheiden an das Ufer, daß sie den Eindruck ländlicher Abgeschlossenheit, den die Gegend macht, nur erhöht. Ihr Name Simoda — „niedriges Feld“ — bezeichnet ihre flache Lage. Hinter ihr erheben sich bewaldete Hügel, von lieblichen Thälern durchzogen, und den Hintergrund schließen hohe Felsenberge. Von manchen Punkten sieht man die mächtigen Formen des Fusi-Jama hoch zum Himmel aufragen. Durch eines der Thäler fließt ein kleiner Strom, der Joodsu Gawa, der sich in die Bucht ergießt und für flache Boote fahrbar ist.

Simoda soll die bedeutendste Stadt des Fürstenthums Idsu sein und gilt für eine alte Stadt, die vor zweihundert Jahren noch der erste Hafen für alle Seeschiffe war, welche Jeddo besuchen wollten. Um die genannte Zeit erhielt Uraga, weil es der Hauptstadt näher liegt, den Vorzug, und Simoda hat dadurch natürlich sehr verloren. Der Handel, den es gegenwärtig vermittelt, beschränkt sich auf das Innere und die nächsten Seestädte. Es besitzt übrigens Rhederei und Werfte, auf denen während der Anwesenheit der Amerikaner fleißig gearbeitet wurde. Der für seine kleinen Dschunken bestimmte Hafen steht mit dem Fluß in Verbindung und gestattet den Fahrzeugen, mit Benutzung der Flut in diesem aufwärts zu fahren. Unser Bild stellt eine andere Stelle der Bucht dar, welche die Amerikaner als Landungsplatz benutzten.

Die Häuser der Stadt stehen dicht zusammen und die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die meisten sind mit hölzernen Thoren verschlossen, deren hohle Pfeiler als Wachtstuben dienen und außen Inschriften mit dem Namen der Straße tragen. Der kleine Strom, der Simoda durchfließt, hat steinere Ufermauern und ist an vier Stellen überbrückt. Die Straßen sind zum Theil mit festgestampftem Kies beschüttet, zum Theil gepflastert. Für die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt hat man die größte Sorge getragen. Man hat nicht blos Abzugskanäle, sondern auch Schleusen, die man von Zeit zu Zeit öffnet, um allen Schmutz durch ihr Wasser in den Hafen spülen zu lassen.

Die Häuser sind in der Regel nur ein Stockwerk hoch, und ist ein zweites aufgesetzt, so dient es blos zur Aufbewahrung von Waaren oder von Vorräthen für die Familie. Ganz steinerne Gebäude, andere, deren Vorderwand aus Stein besteht, während die übrigen Seiten gewöhnliche Lehmwände zeigen, und Hütten mit Strohdächern stehen neben einander. Das europäische Ideal zu erstreben, nach welchem kein Haus um einen Zoll breit vor- oder zurücktreten darf, haben die Bewohner von Simoda nicht für angemessen gefunden. Bald liegt der Garten, der nie fehlt, vor, bald hinter den Gebäuden. Die Lehmwände bemalt man entweder, oder man wartet, bis sie mit der Zeit schwarz werden, und zieht dann weiße Linien auf ihnen. Auf den Dächern wechseln häufig schwarze mit weißen Ziegeln, und die Ränder springen vorn weit vor, um die Bewohner gegen die Sonne und die Fenster von gelbem Papier gegen den Regen zu schützen. Auf jedem Dache sind Drähte gezogen, damit die Krähen sich nicht darauf setzen. Zu dem Fortschritt in der Baukunst, der durch die Einführung des Schornsteins erzielt wurde, sind die Japaner noch nicht vorgedrungen. Höchstens ist oben in der Wand für den Rauch

ein Loch gelassen; meistens verläßt man sich darauf, daß von selbst Nigen und Spalten entstehen werden, die den Dienst, zu dem jenes Loch bestimmt ist, verrichten.

Die Vorderseiten der Läden und Häuser sind mit beweglichen Schiebern versehen, die man Nachts an den Pfosten befestigt, auf denen die vorspringenden Dächer ruhen. Hinter diesen Schiebern befinden sich die Fenster von geöltem Papier, die man öffnen muß, wenn man etwas auf der Straße sehen will. Zuweilen werden diese Papierfenster durch Bambusgitter ersetzt. Die Thür öffnet sich unter dem vorspringenden Dache, durch das nicht bloß die Besucher, sondern auch die Kunden der Kaufläden geschützt werden. Eine Ausstellung der bessern Waaren ist nicht üblich. Sie befinden sich in Schachteln oder Päckchen, die man oben öffnet, damit sich die Käufer von der Beschaffenheit der Waare überzeugen können. Die gewöhnlichern Waaren werden im Hausgange theils in Kisten, theils auf Brettern, die sich hoch an der Wand hinaufziehen, verwahrt.

In den Kaufmannshäusern liegen die Wohnzimmer, zu denen häufig ein Raum für die häusliche Andacht kommt, nach hinten hinaus. Das Hauptzimmer dient zum Aufenthalt bei Tage und bei Nacht. Man empfängt in ihm Besuche und gewisse Handwerker benutzen es als Werkstatt. Bei Tage bildet es einen einzigen großen Raum, in der Nacht wird es durch vorgeschobene spanische Wände zu verschiedenen Schlafkammerchen umgestaltet. Die dicken, weichen, auf einem zwei Fuß hohen Gerüst liegenden Matten, die in keinem solchen Zimmer fehlen, werden am Tage als Sitze und in der Nacht als Betten benutzt.

Die Gasthäuser besitzen außer dem Vorzuge großer Kleinlichkeit keinen andern. Ihre Zimmer sind höchst ungemüthlich, denn sie entbehren der Tische, Stühle und Divans, wie der Spiegel und Gemälde. Die Namen der Gäste werden wie bei uns auf Tafeln ausgehängt, aber nicht im Innern des Gebäudes, sondern draußen vor der Thür, so daß die ganze Stadt weiß, wer eingekehrt ist. Kommt ein Adliger, so steckt er ein großes Banner auf, das sein eingesticktes Wappen trägt.

Der Platz, der entweder vor oder hinter dem Hause freigelassen ist, erhält regelmäßig die Einrichtung eines Gartens. Die Armen besetzen ihn mit Küchen gemüsen, die Reichen machen einen Ziergarten nach japanischem Geschmack daraus, indem sie schönblühende Sträucher, kleine Wasserbecken mit Goldfischen und Anderes anbringen.

Die Zahl der Häuser von Simoda schätzten die Amerikaner auf tausend, die der Einwohner auf etwa siebentausend. Ein Fünftheil derselben besteht aus Kleinhändlern und Handwerkern, von deren Thätigkeit man übrigens wenig wahrnimmt. Märkte werden nicht gehalten, und das Verkehrsweesen bewegt sich ruhig und geräuschlos. Von Beamten, Soldaten und Dienern des Adels wimmelt es in Simoda. Läßt die große Zahl derselben schließen, daß auf den arbeitenden Klassen schwere Lasten liegen, so wird das Auge doch wenig durch offenbare Dürftigkeit beleidigt, und selten läßt sich ein Bettler sehen.

Die untern Klassen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen. Die Hühner, Enten und Gänse, die man zieht, sind für die vornehmern Klassen bestimmt; Vinder hält man zum Ziehen, nicht ihres Fleisches wegen. Gegenstände

des Anbaues in der Umgegend sind vorwiegend Reis, Weizen, Gerste und süße Kartoffeln, weniger unsere Kartoffeln, Buchweizen, Mais, Taro, Bohnen, Kresse und Cierpflanzen. Den Reis säet man und verpflanzt die jungen Triebe, nachdem man das Feld mit Wasser überschwemmt und durch Pflügen und Eggen in einen weichen Schlamm verwandelt hat. Zur Reife gelangt der Reis im September, spätestens zu Anfang Oktober. Die tiefen Felder läßt man im Winter brach liegen, in die höhern säet man Mais oder Gerste, die im Mai geschnitten werden, worauf man im Juni wieder junge Reispflanzen steckt.

Von der guten Meinung, welche die Amerikaner in Uraga hinsichtlich der Schamhaftigkeit der Japaner gefaßt hatten, kamen sie in Simoda zurück. In den öffentlichen Bädern erfrischten sich beide Geschlechter neben und durch einander, und zwar völlig im Naturzustande. Die Volksliteratur mit ihren unzüchtigen Bildern mußte die Vorstellung von einem sittlichen Leben der Japaner vollends zerstören. Die Japaner suchten den üblen Eindruck dieser Wahrnehmungen zu verwischen, indem sie behaupteten, diese Sitten herrschten nicht in ihrem ganzen Vaterlande und auch in Simoda seien sie bloß bei gewissen Klassen verbreitet.

Die Frömmigkeit der Einwohner scheint durch ihre lockern Sitten nicht beeinträchtigt zu werden. Es giebt in Simoda neun buddhistische Klöster und Tempel, einen großen Mia oder Sintu (Gotteshaus) und eine Menge kleinerer Heiligthümer. Alle diese Tempel liegen in der Vorstadt hinter Simoda, und auf den Abhängen und Vorsprüngen der Berge, die den Strand einfassen, erheben sich unter Baumgruppen, oft mitten im Gebüsch, Kapellen und Heiligenschrine, zu denen steinerne Treppen hinaufführen. Den Amerikanern wollte es so scheinen, als ob die Vornehmen in Glaubenssachen gleichgültig seien, und als ob gerade die untern Klassen, die durch ihre Sitten so vielen Anstoß geben, den größten Eifer in der Gottesverehrung bewiesen. Wenn dem so ist, so läßt sich schwer begreifen, wie die gewiß nicht unbedeutenden Kosten für die Tempel und ihre Priester bestritten werden, da die kirchlichen Einnahmen in Japan fast ganz auf den freiwilligen Gaben der Frommen beruhen.

Indem die Nordamerikaner einem Leichenzuge folgten, den unser Bild darstellt, gelangten sie zu einem der Kirchhöfe, die mit jedem Tempel oder Kloster verbunden sind. Der letztern giebt es neun, und bis auf eines haben sie alle sonderbare Namen. Das größte heißt Kloster des Gehorsams gegen Buddha, ferner giebt es ein Kloster des großen Friedens, eines der Quelle der Erkenntniß, des Reisfeldes, der Quelle des Glücks, der fortwährenden Freude, der Quelle der Vernunft und des langen Lebens. Die Gebäude bestehen aus Holz, und obgleich man sie erträglich in Ordnung hält, kann man auf ihrer Oberfläche, die weder Bewurf noch Malereien hat, die Wirkungen des Wetters deutlich erkennen. Die Dächer bestehen aus Ziegeln und treten wie bei den Privatgebäuden weit über die Mauer hervor.

Die innere Ausschmückung der buddhistischen Tempel hat wenig zu bedeuten. Der Fußboden erhebt sich fünf Fuß über die Erde und ist mit Matten belegt. An der Thür steht links eine Trommel, rechts eine Glocke, beide zu ganz anderem Zweck,

als wir nach unsern Gewohnheiten vermuthen sollten. Beide Instrumente sind nämlich nicht dazu bestimmt, die Gemeinde zum Gebet zu rufen, sondern die Götter oder Heiligen aufmerksam zu machen, daß Jemand ihre Hilfe anzurufen im Begriff ist. Zu demselben Behuf ist an jedes der für die Priester bestimmten Lesepulte ein Holz in der Gestalt eines Fisches befestigt, auf das fortwährend geschlagen wird.

Die Schreine und Nischen, in denen die Bilder der Ahnen stehen, werden mit der größten Sorgfalt in Stand gehalten und gereinigt. Die Bildhauerei ist



Begräbniß in Simoda.

übrigens nicht besser als die in den chinesischen Tempeln. Hier und da sieht man an den Wänden eine Votivtafel, auf der irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Gebers, wegen dessen er zu besonderer Dankbarkeit gegen Buddha verpflichtet ist, bildlich dargestellt wird. Rings sind Büchsen vertheilt, in welche die Frommen ihre milden Gaben niederlegen sollen. Wie die Inschriften besagen, ist das Geld zur „Sättigung hungriger Teufel“ bestimmt, und der Freigebige hat zu hoffen, „daß seine Tugenden sich befestigen werden“. An einigen Tempeln schärft ein Anschlag ein, daß Niemand Speisen und Getränke in den Tempel mitbringen darf.

Die Kirchhöfe neben den Tempeln sind mit Denkmälern und Grabsteinen ganz bedeckt. Sie sind in der Regel aus einem grauen Stein gemeißelt, der in der Nähe

von Simoda gebrochen wird, und haben die einfachen Formen von Tafeln, Grabhügeln und Obelisken. Bildsäulen Buddha's, die höchsten in Lebensgröße, die kleinsten keinen Fuß lang, stehen zwischen ihnen. Buddha ist bald sitzend, bald stehend dargestellt, einmal mit einer Muschel, aus der er heraustritt, ein anderes Mal mit einer Lotusblume oder einem andern Symbol in der Hand. Einen schönen Eindruck machen die Massen von Blumen, die in Schalen oder Krügen vor den Gräbern und den Götzenbildern stehen. Wenn sie verwelken, werden sie immer erneuert.

Die Feuchtigkeit des Klimas ist eine so große, daß die Grabsteine sich bald mit Moos bedecken und die Inschriften unleserlich werden. Einige der frischeren, die sich entziffern ließen, enthielten Angaben über den Rang, die Verdienste und den Todestag der Verstorbenen. Einem derselben wurde die ewige Seligkeit prophezeit, weil er dreitausend theologische Bücher gelesen habe. Ein Grabmal brachte eine in Stein gehauene Scene aus dem Leben Dessen, dem es gewidmet war. Er ertheilt Gehör, und die Menge der Diener und Bittsteller, die in der ehrerbietigsten Stellung um ihn versammelt sind, deutet den Rang an, den er im Leben einnahm.

Neben den frischen Gräbern standen schmale hölzerne Pfosten mit Sittensprüchen in Versen. Haben die Dolmetscher der Amerikaner richtig übersetzt, so kommt die japanische Dichtkunst Dem, was wir Prosa nennen, sehr nahe. Einer dieser Denksprüche lautete:

Was für Dauer hat der ganze Ruhm dieser Welt?  
Er vergeht, wie der Reif an der Sonne zerschmilzt.  
Erhoffst du einst die Freuden des himmlischen Lichts,  
So laß dich an dem Dufte der Lehre Buddha's.

Ein anderer Sittenspruch war folgenden Inhalts:

Willst du, daß selbst die Hölle deine Tugend kennt,  
So leb' dein Leben lang in der Vollkommenheit.

Einen Anklang an einen biblischen Spruch enthält der folgende:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme  
Und lang wird sein Gedächtniß nach ihm leben.

In der Regel schließt sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an, daß sie, wenn es nicht vergönnt ist, lebenslänglich in der Vollkommenheit zu leben und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken, die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches Mittel, zur ewigen Seligkeit zu gelangen — man muß die Priester mit reichen Gaben bedenken.

Eine Regierungsmaßregel stößte den Amerikanern von der Achtung, in der die buddhistischen Tempel bei den vornehmern Klassen stehen, keine hohe Meinung ein. Man wies ihnen das größte dieser Gotteshäuser während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zum beliebigen Gebrauch an. Es liegt an der Südseite der Stadt, dicht neben einem steilen Felsen von mehr als hundert Fuß Höhe, während auf der andern Seite ein dichtbewaldeter Berg ansteigt. Hinter dem Kloster dehnt

sich bis an die Berge im Hintergrunde, die durch Treppen zugänglich gemacht werden, ein Garten aus, der Küchengewächse, Blumenbeete und Gemüse enthält. Die Offiziere des Geschwaders bewohnten in dem Gebäude einen großen Raum, den man durch das Verschieben von spanischen Wänden in einzelne Zimmer abtheilte. Man bewirthete sie mit Reis und Gemüse und theilte ihnen viele Diener zu, so daß sie über nichts zu klagen hatten.

Zu dem großen Sintu-Tempel gelangt man, wenn man die breiteste Straße des Orts durchschritten hat, durch einen Baumgang von Tannen und Wachholderbäumen. Mitten im Wege hat man zwei Wasserbecken ausgegraben, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als zwei Brücken von sorgfältig behauenen Steinen, durch welche die Schönheit der Zugänge erhöht wird, ein Recht zur Existenz zu verleihen. Den eigentlichen Eingang zum Tempelumkreise hüten zwei Bildsäulen bewaffneter Krieger, denen der Bildhauer ein möglichst grimmiges Aussehen verliehen hat. Daneben stehen mehrere Paare steinerner Kandelaber, und rechts vor ihnen erhebt sich ein offenes hölzernes Gerüst mit einer Glocke, durch die den Göttern schon von weitem angezeigt wird, daß sie Besuch zu erwarten haben. Weiterhin öffnet sich eine Vorhalle mit schlechten Gemälden, und man sieht nun vor den Treppen, die zum Hauptgebäude führen.

Der Tempel selbst besteht aus roh gezimmertem Holz und hat ein Strohdach. Einen Anspruch auf Kunstwerth könnte er höchstens durch seine Holzschnitzereien und Bildhauerarbeiten am Eingangsthor machen. Die Pfosten des Dachvorsprungs sind zu Köpfen von Tigern und Elephanten ausgeschnitten, und zur Rechten und Linken hat eine Hand, die mehr durch guten Willen als durch Kunstsinne geleitet wurde, Löwen ausgemeißelt. Das Innere besteht aus einem großen Raume und aus einem Heiligthum, das durch ein Bambuszitter abgegrenzt wird und eine Bildsäule Hachiman's, eines zu den Göttern erhobenen Helden, enthält. Der Gott ist von bewaffneten Dienern umgeben, die in ihren Nischen eine Stellung annehmen, als ob sie seine Befehle erwarteten. Eine weitere Ausstattung enthält der Tempel nicht, wenn man nicht diesen Namen einer Büchse, die vor dem Heiligthum auf Opfern wartet, und einer an der Wand hängenden Liste geben will. Letztere zählt die Namen aller Derer auf, welche den Tempel mit Gaben bedacht haben. Verschämte Gönner oder solche, deren Geschenke zu klein sind, um eine Erwähnung auf der Liste zu verdienen, werfen ihre Opfer in die Büchse.

Mit dem großen Tempel sind verschiedene kleine Kapellen in Verbindung gebracht worden. Man hat für dieselben wahrhaft pittoreske Stellen, die Spitzen von bewaldeten Hügeln und vorspringende Klippen gewählt. Gut gebaute Straßen, Brücken von einem einzigen römischen Bogen und Treppen, Alles in Stein sorgfältig ausgeführt, bilden die Zugänge. Die anspruchsvolleren Verzierungen dieser Wege, die Thore mit Säulen und die ausgemeißelten Löwen würden die Japaner sich erspart haben, wenn europäischer Geschmack sie geleitet hätte. Mehrere der Kapellen liegen so tief in dichtem Gebüsch, daß man sie nicht eher sieht, als bis man unmittelbar vor ihnen steht.

Eines der kleinern Gotteshäuser wurde zum Liebling der Amerikaner. Sowol die Schönheit seiner Lage als seine Bauart zeichnete es vor allen übrigen aus. Es war dem Heiligen der Seeleute gewidmet, und unter seinen Verzierungen befand sich eine sehr sinnige: ein Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, ein Symbol des ruhelosen Elements, dem der Schiffer sein Leben anvertraut. Wann die Amerikaner auch kommen mochten, vor diesem Gebäude fanden sie immer Fischer und Matrosen. Die Fischer kamen mit ihren Körben, die den letzten Fang enthielten, und dankten ihrem Schützer für ihr Glück, die Matrosen erfüllten Gelübde, die sie im Sturm oder beim Schiffsbruch gethan hatten. Auf einem von Bäumen beschatteten Vorplatze verrichteten die Fischer, von ihren Körben und Rudern umgeben, diese oder jene Arbeit ihres Gewerbes, damit der Segen ihrer Schutzgotttheit von vornherein darauf ruhe.

Von den nächsten Umgebungen der Stadt dehnten die Nordamerikaner ihre Ausflüge weiter ins Innere aus. Sie trafen dabei auf manche schöne Punkte, namentlich etwas oberhalb des Ortes auf eine kleine, von Fichten beschattete Kapelle in der Nähe von Simoda, von welcher der Blick zugleich ein sorgfältig angebautes Thal, die südlichsten Berge der Provinz Idzu, die Hafenstadt und das Meer umfaßt. Thäler und Berge folgen einander weit ins Land hinein in anmuthigem Wechsel. Im Westen hat die Gegend weniger Einwohner und bewahrt ihre natürliche Schönheit. Hier leben viele Kohlenbrenner, von denen die Wälder verwerthet werden, mit welchen die niedrigeren Berge bekleidet sind. In den Obern an der Küste treiben Fischer ihr Gewerbe. Neben zwei dieser Ortschaften bemerkt man in den Uferklippen künstliche Höhlen. Sie gewähren den Fischern bei Unwetter Schutz und dienen außerdem zur Aufbewahrung einer gewissen Art von Seeplanzen, die man in Japan ebenso kaut, wie anderwärts den Tabak.

Zur künstlichen Bewässerung der Felder unten in der Ebene dienen die Flüsse der Thäler. Man leitet das Wasser bis zu den höhern, in Stufen ansteigenden Aekern, die theils mit Reis, theils mit den europäischen Getreidearten bestellt sind. Wo ein Fluß zu unbedeutend ist, um ohne Nachhülfe die Bewässerung zu gestatten, staut man sein Wasser durch Dämme und treibt es mittelst einer einfachen Maschine aufwärts. Die Häuser der Grundeigenthümer und ihrer Pächter liegen am Fuße oder auf den Hängen der Berge, und in ihren Gärten läßt sich die Vorliebe der Japaner für Bäume, die man durch allerlei Mittel in ihrem Wachsthum gehemmt hat, häufig beobachten.

Nach der Lage von Simoda muß man auf ein gesundes Klima schließen. Die Stadt liegt auf dem äußersten Endpunkte einer Halbinsel, und die Seewinde haben freien Zugang, während die rings aufsteigenden Berge etwaige schädliche Einwirkungen des innern Landes abhalten. Allerdings ist der Strand, auf dem sie erbaut worden ist, niedrig, aber er ist trocken, und der Fluß, der ihn durchschneidet, hat einen raschen Lauf. Kalt kann es im Winter nicht sein, da die Seeluft mildernd einwirkt. Die Amerikaner verweilten in Simoda vom 19. April bis zum 13. Mai, und während dieser Zeit stand der Wärmemesser zwischen + 12 und + 18° R. Im Sommer mag die Luftwärme auf 24° steigen. Dann sind die Tage



Steger, Japan.

Gitgang zum Tempel in Simoda.



heiß, doch Abends erhebt sich der Seewind und kühlt die Luft für die ganze Dauer der Nacht. Im Winter soll selten Frost eintreten oder Schnee fallen, wenn auch die kalte Luft aus dem Innern, die von den nahen Bergen nicht ganz fern gehalten werden kann, die Temperatur herabdrückt. Im Frühling und Herbst wechseln warme Seewinde mit kalten Landwinden, und dann werden Erkältungs-Krankheiten ziemlich häufig sein. Daß in irgend einer Jahreszeit eine Tendenz zu Epidemien herrsche, läßt sich durchaus nicht annehmen.

Commodore Perry hatte dem Statthalter von Simoda einen Besuch gemacht und war freundlich aufgenommen worden. Die Offiziere besuchten die Küste nach ihrem Belieben, wozu der Vertrag von Kanagawa ihnen ein Recht gab. Die unteren Klassen legten auch hier eine wahre Begierde an den Tag, mit den Fremden in Berührung zu kommen, ihre Uniform, Degen, Knöpfe zu betasten und sich von ihnen die englischen Namen von tausend Dingen sagen zu lassen. Bald zeigte sich indessen, daß die Behörden nicht geneigt seien, einen freien Verkehr der Einwohner mit den Nordamerikanern zu gestatten. So wie Offiziere die Küste betraten, erschienen Soldaten oder bewaffnete Polizeidiener und zerstreuten das Volk. Die Kaufläden schlossen sich dann sofort, und die Straßen wurden menschenleer, ja die Beamten maekten sich sogar eine Beaufsichtigung der Amerikaner an und hingen sich auf Tritt und Schritt an ihre Fersen. Draußen im freien Lande war es nicht besser; kein Amerikaner konnte frische Luft schöpfen, ohne daß ein Schwarm von Aufpassern ihn begleitete.

Eine solche Verletzung des Vertrags von Kanagawa konnte Perry nicht dulden. Er schickte einen seiner Offiziere zum Statthalter und ließ diesem erklären, welche Rechte die Amerikaner durch ihr Abkommen mit dem Kaiser erworben hätten. Auch die Holländer in Nagasaki, antwortete der Statthalter, werden bei jedem Ausgange von zwölf bis vierzehn Soldaten bewacht, und so ist es bei uns Recht und Herkommen. Man bemerkte ihm darauf, daß der neue Vertrag eben ein neues Recht und Herkommen begründe, daß die Amerikaner jetzt ausdrücklich als Freunde anerkannt worden seien, die mit Aufpassern zu umgeben eine ungeredertigte Beleidigung wäre, daß eine solche Behandlung nicht geduldet werden könne, und daß Perry, wenn sie fort dauere, nach Jeddo segeln und eine Erklärung fordern werde. Dieses entschiedene Auftreten schüchterte den Statthalter ein. Zudem er seine Handlungsweise damit entschuldigte, daß er die Bucht von Jeddo vor dem Abschluß des Vertrags verlassen habe und daher nicht wisse, daß in demselben von einem freien Verkehr die Rede sei, erklärte er, daß er in der Hauptstadt Verhaltungsbeefehle einholen und bis zum Eintreffen derselben die Nordamerikaner nicht weiter belästigen werde.

Die Offiziere besuchten die Küste von nun an täglich, und eine Zeit lang schien es, als ob man ihren Bewegungen nichts in den Weg legen wolle. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkten sie, daß zwei Japaner ihnen folgten, aber verstoßen und auf eine solche Weise, daß sie eine Unterredung anknüpfen zu wollen schienen. Die Amerikaner blieben daher stehen, die beiden Fremden näherten sich rasch, und es zeigte sich nun, daß sie Männer vom Stand wären. Jeder trug

zwei Schwerter, und beide benahmen sich in der höflichen, zuvorkommenden Weise der Vornehmen. Sie blickten schon umher, ob Niemand in der Nähe sei, und entfernten sich rasch wieder, nachdem einer von ihnen, indem er sich den Anschein gab, als wolle er eine Uhrkette in der Nähe betrachten, einem Offiziere einen Brief unter die Uniform geschoben hatte.

Am Bord wurde der Brief geöffnet und von den Dolmetschern übersetzt. Sein Inhalt überraschte Perry höchlich, da er in der förmlichen Bitte bestand, daß er die beiden Japaner mit nach Amerika nehmen möge. „Zwei Gelehrte aus Jeddo,“ schrieben sie, „überreichen diesen Brief zur Berücksichtigung der hohen Beamten und derer, welche die Geschäfte leiten. Wir besitzen wenige und geringe Kenntnisse, wie wir selbst klein und unbedeutend sind, so daß wir uns schämen, vor Euch zu treten. Wir sind weder im Gebrauch der Waffen erfahren, noch verstehen wir von den Regeln der Strategie und der Kriegszucht zu sprechen; uns sind die Jahre und Monate bei nichtsagenden Bestrebungen und müßigen Vergnügungen verfloßen. Wir haben jedoch in Büchern gelesen und auch durch Hörsagen erfahren, welche Gelehrsamkeit und welche Sitten in Europa und Amerika herrschen, und seit Jahren schon hegen wir den Wunsch, die fünf Festlande (Welttheile) zu durchwandern, aber die Gesetze unsers Vaterlandes sind in Beziehung des Seeverkehrs streng, denn daß Fremde unsere Küste besuchen und Japaner ins Ausland gehen, ist gleichmäßig verboten. Unser Wunsch, andere Länder zu besuchen, ist daher blos innerhalb unserer Brust in beständiger Bewegung auf und abgestiegen, und es ist uns zu Muth gewesen, wie Leuten, welche mit Mühe athmen oder in ihrem Gange gehemmt sind. Die Ankunft und der längere Aufenthalt Ihrer Schiffe in unsern Gewässern hat uns Gelegenheit geboten, eine angenehme Bekanntschaft und sorgfältige Beobachtungen zu machen. Wir sind auf diese Weise von der Freundlichkeit Ew. Excellenz überzeugt worden und zugleich ist der alte Wunsch in uns wieder aufgestiegen.“

Der weitere Inhalt des Briefs war die Bitte, daß Perry den Beiden Aufnahme auf seinem Schiff gewähren möge. Sie wollten alle Dienste verrichten, die man von ihnen verlange, und allen Befehlen gehorchen. Wünsche doch auch der Lahme gesunde Beine zu haben, wenn er einen Andern gehen sähe, und den Fußgänger verlange nach einem Pferde, wenn ein Reiter vorüber komme. Bisher seien ihre Wanderungen gegen Ost und West, gegen Nord und Süd beschränkt gewesen, und nun zeige sich ihnen ein Geschwader, das gegen den Sturm segle und die hohen Wellen theile, mit Blickesschnelle Tausende von Meilen zurücklege und an den großen fünf Welttheilen hinstreiche. „Die Verbote unsers Vaterlandes sind noch in Kraft“, schlossen die Briefsteller, „und sollte unsere Absicht bekannt werden, so würde man uns verfolgen und uns hinrichten. Bewahren Sie daher das Geheimniß, bis Sie absegeln und wir uns Ihnen anschließen. Kommen wir später zurück, so werden unsere Landsleute nicht daran denken, geschehene Dinge zu untersuchen.“ In einem beigelegten Zettel erklärten die beiden Japaner, daß sie in Yokuhama mehrmals den Versuch gemacht hätten, in einem Boot an das amerikanische Geschwader zu gelangen, aber es wären der Aufspasser zu viele ge-

wesen und die Amerikaner hätten Niemand an Bord kommen lassen. Auch in Simoda, wohin sie Perry gefolgt wären, hätten sie kein besseres Glück gehabt. Wollte er in der nächsten Nacht nach Kazikazi an eine Uferstelle, wo keine Häuser ständen, ein kleines Boot schicken, so werde er sie am Plage finden.

Perry hatte seine guten Gründe, diese Bitte nicht zu erfüllen. In der folgenden Nacht wurde das Flaggenschiff um zwei Uhr Morgens angerufen, und zwei Japaner stiegen an Bord. Das Boot, in dem sie gekommen waren, trieb fort, da sie es, gewiß absichtlich, nicht befestigt hatten. Es waren die beiden Briefsteller, die jetzt nicht mehr daran zweifelten, daß sie ihre Reiselust befriedigen und die Welt sehen würden. Als man sie fortwies, machten sie die beweglichsten Vorstellungen, und man mußte sie mit halber Gewalt in ein Boot schaffen, das sie zur Küste führte. Perry's Verfahren scheint hart, aber er konnte nicht anders handeln. Er hatte so oft darauf gepocht, daß weder er noch seine Leute jemals die japanischen Gesetze verletzen würden, daß er, noch dazu unmittelbar nach dem Vertrage von Kanagawa, gegen eines der strengsten Verbote dieser Gesetze nicht verstoßen durfte.

Nicht lange, so überzeugte er sich, daß seine Hoffnung, man werde die nächste Fahrt der beiden Wissbegierigen nicht bemerkt haben, eine trügerische gewesen sei. Einige Offiziere, welche etliche Tage später in den Straßen von Simoda umhersehenderten, kamen zufällig zu dem städtischen Gefängniß und erkannten in zwei Gefangenen, die hinter einem Gitterwerk in einer Art von Käfig saßen, die beiden unglücklichen Japaner. Sie schienen ihr Schicksal mit vielem Gleichmuth zu ertragen, und der Anblick von Amerikanern erfreute sie sichtlich. Einer von ihnen schrieb einige Worte nieder und überreichte sie den Offizieren. Die Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient, daß wir die wenigen Zeilen mittheilen. Sie lauteten: „Wenn einem Helden ein Unternehmen mißlingt, so betrachtet man seine Handlungen als die eines Clenden und eines Räubers. Man hat uns öffentlich verhaftet und hieher geführt, wo man uns seit Tagen gefangen hält. Die Aeltesten der Stadt und die Vornehmsten betrachten uns mit Verachtung und behandeln uns schmachvoll. Wir haben uns aber keinen Vorwurf zu machen und sagen uns, daß ein Held in einer solchen Lage zeigen muß, er sei wirklich ein Held. Da die Freiheit, die sechzig Staaten (Japan) zu bereisen, für unsere Wünsche nicht genug war, wollten wir die fünf Festlande kennen lernen. Darnach sehnte sich unser Herz seit langer Zeit. Plötzlich scheiterten unsere Pläne, und jetzt befinden wir uns hier in einem kleinen Gefängnisse, wo das Essen, das Ruhen, das Sitzen, das Schlafen schwierig ist. Wie könnten wir aus diesem Orte einen Ausweg finden? Lachten wir, so hielte man uns für Ehrlose, weinten wir, für Narren. Ach, uns bleibt nichts, als zu schweigen.“

Bei einem zweiten Besuche fanden die Amerikaner den Käfig leer und hörten von den Wächtern, daß die Gefangenen auf einen hohen Befehl hin nach Jeddo abgeführt seien. Was aus den armen Leuten geworden ist, hat Perry nicht erfahren. Man sagte ihm bloß, daß die Todesstrafe, mit der die Gesetze jedes heimliche Verlassen des Reichs bedrohen, an ihnen nicht werde vollzogen werden.

Acht Tage waren seit der Ankunft der Schiffe verflossen, als der Statthalter

von Simoda seine vertragswidrigen Maßregeln wieder aufnahm. Die Freiheit der Amerikaner wurde beschränkt, und bei jeder Gelegenheit drängten sich Soldaten und Aufpasser zwischen sie ein. Selbst wenn der Commodore die Stadt besuchte, gingen zwei japanische Beamten vor ihm her, welche allen Leuten den Befehl gaben, sich in ihre Häuser zurück zu ziehen und die Thüren zu schließen. Den Ladeninhabern war es offenbar verboten worden, etwas an die Fremden zu verkaufen, denn nicht einmal die unbedeutendsten Artikel wurden abgelassen. Man beklagte sich beim Statthalter, und dieser stellte sich erstaunt, wie sowol die Einheimischen als die Fremden seine guten Absichten so mißverstehen könnten. Er schickte Soldaten auf die Straßen, damit die Amerikaner Schutz fänden, und den Einwohnern habe er nicht befohlen, ihre Thüren zu schließen, sondern im Gegentheil, sie weit zu öffnen. Waaren könnten freilich nicht verkauft werden, bis die vorbehaltene Eröffnung eines Marktes für den „Handel“ stattgefunden habe. Jene beiden ersten Entschuldigungen ließen die Amerikaner nicht gelten, da ihre persönliche Erfahrung ihnen beweiße, daß er ganz andere Befehle erlassen habe, und hinsichtlich des Verkaufs in den Läden wurde ihm bemerkt, daß die Erwerbung von Kleinigkeiten nicht unter den Begriff des Handels falle. Der Statthalter gab endlich nach und willigte ein, daß die Amerikaner durch ihren Dolmetscher Einkäufe machen konnten. Es wurde nun nöthig, den Werth zu bestimmen, zu dem der amerikanische Dollar angenommen werden sollte. Hier wurde Perry zum ersten Male von seiner gewöhnlichen Umficht verlassen. Indem er den Werth des chinesischen und des japanischen Käsch ohne weiteres für gleich annahm, schlug er vor, den amerikanischen Dollar zu 1600 Käsch zu rechnen. Die Japaner hatten dagegen nichts einzuwenden, und ihre Händler verkauften von nun an mit der größten Bereitwilligkeit. Das hatte seinen natürlichen Grund — der chinesische Käsch ist dreimal so viel werth als der japanische.

Gewisse Artikel waren auch jetzt nicht zu bekommen, weil die Japaner sie nicht verkaufen konnten. Die Rinder brauchen sie als Lastthiere nothwendig, und nicht ein einziges war käuflich. Geflügel gab es so wenig, daß der Markt bald geräumt war, und die Amerikaner hätten jetzt kein frisches Fleisch mehr gehabt, wenn der „Macedonian“ nicht mit einer Menge der schönsten Schildkröten von den Bonin angekommen wäre.

Auf dem „Powhatan“ fiel ein Matrose so unglücklich, daß er an den Folgen starb. Bei dieser Gelegenheit handelten die Japaner wie ein wirklich befreundetes Volk. Nicht genug, daß sie ein Begräbniß auf der Küste gestatteten, räumten sie den Amerikanern einen besondern Platz zum immerwährenden Kirchhof ein. Ehe die Feierlichkeit begann, stellten sich mehrere Beamte an Bord ein und verlangten die Leiche zu sehen. Da sie entschuldigend erklärten, diese Leichenschau sei eine Förmlichkeit, die das Gesetz unbedingt vorschreibe, die aber künftig gewiß wegfallen werde, so ließ Perry den Sarg öffnen.

Alles schien jetzt auf dem freundlichsten Fuße zu stehen, und Perry wurde deshalb auf die unangenehmste Weise überrascht, als er von einem Vorgange hörte, den er nicht ohne die stärkste Rüge hingehen lassen konnte. Drei Offiziere

waren an die Küste gegangen, um in der Nähe von Simoda mit ihren Vogelstinten zu jagen. Sie hatten sich verspätet und waren in einen für Fremde bestimmten Raum gegangen, der zu einem buddhistischen Kloster gehörte. Da der Statthalter von Simoda erklärt hatte, daß jedes Kloster und jeder Tempel den Fremden zur Verfügung stehe, so glaubten sie um so mehr in ihrem Recht zu sein, als ihr Dolmetscher gegen ihr Vorhaben keine Einwendung machte. Kaum hatten sie sich aber auf den weichen Matten des Zimmers eingerichtet, als Soldaten, mit dem Dolmetscher und mit mehreren Beamten an der Spitze, eindrangten und sie auf eine rohe Art fortwiesen. Die Haltung der Japaner wurde immer drohender, und die Offiziere wußten sich nicht anders zu schütten, als indem sie zu den Waffen griffen. Das Knacken der Hähne dämpfte den Kriegsmuth der Soldaten, und alle entfernten sich bis auf einen, der als Wache zurückblieb.

Im ersten Unmuth wollte Perry seine Marinesoldaten ausschiffen und die Beamten, von denen die Beleidigung ausgegangen war, verhaften lassen. Bei ruhigerem Blut zog er den Weg energischer Unterhandlungen vor. Der Statthalter von Simoda verschanzte sich hinter einer ganzen Reihe von Einwänden, daß der Vertrag von Kanagawa noch gar nicht gelte, daß jeder Amerikaner, der über Nacht auf dem Lande bleiben wolle, vorher davon Anzeige machen müsse, daß er das Recht habe, jedem Fremden zu dessen Schutz Wachen beizugeben u. s. w.; allein Perry beruhigte sich nicht eher, als bis der Japaner das Benehmen der Soldaten gemißbilligt und sein Bedauern über den Vorgang ausgesprochen hatte, worauf ihm noch angedeutet wurde, daß er für jede neue Beleidigung persönlich verantwortlich gemacht werden solle.

